



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kleinigkeit würden sie sich nicht entzweien. Doch nun erhob sich Madame Adam voll Würde, barg die zusammengefaltete Karte in ihrem Busen, wies dem Kanzler die Thür und forderte Ferry auf krumme Säbel. Es soll sehr komisch gewesen sein, wie Bismarck flehentlich gebeten hat, ihm doch wenigstens die gefährliche Karte zurückzugeben — natürlich vergebens! Das Duell mit Ferry hat stattgefunden, ist aber unblutig verlaufen.

An der Wahrheit dieser Erzählung ist kein Zweifel gestattet, denn — abgesehen von der allbekannten strengen Wahrheitsliebe der Madame Adam, ich habe die Photographie selbst gesehen, die Bismarck ihr zu Anfang des Gespräches, als sie scheinbar auf seine Anschläge einging, überreicht und auf die er, allerdings mit verstellter Hand, geschrieben hat: A son amie Juliette Otto. Auch sagte mir Mr. de Blowitz, er kenne jenen Plan schon längst. Beide werden in der Times und der Nouvelle umständlichere Enthüllungen bringen, haben mir jedoch gestattet, gleichzeitig Ihre Leser davon in Kenntnis zu setzen.

Also auf nach Paris! Es kostet ja nicht viel, das Zimmer höchstens fünfzig Franken täglich, und eben soviel die Verpflegung. Wer Paris nicht gesehen hat, hat gar nichts gesehen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus der österreichische Presse. Ein Wiener Witzblatt brachte vor kurzem die Abbildung einer Badanstalt, deren zahlreiche Besucher bis auf einen durch scharfe Profils gekennzeichnet waren. Jenen einen bezeichnet ein Gast als Antisemiten, und ein anderer meint, der müsse ein sehr charakterloser Antisemit sein, „weil er sich unter uns eindringt.“ Und wenige Tage später ließ sich eine politische Zeitung, als wollte sie das Treffende dieses Witzes noch besonders hervorheben, über den Dichter Hamerling folgendermaßen aus: „Nach dem Erscheinen seines letzten großen Werkes Homunculus widerfuhr ihm sogar das Malheur, von jenen (jenen!), die den Rassenhaß kultiviren, als einer der Ihrigen gepriesen zu werden. . . . Bei dem Gedanken an den großen Verlust, den die deutsche Dichterschaft durch das Hinscheiden Hamerlings erleidet, schwinden aber alle Schatten.“ Was solche Blätter unter Rassenhaß verstehen, ist allbekannt. Wer zwischen Arien und Semiten noch andre Unterscheidungsmerkmale als solche, die die letztern auszeichnen, wahrzunehmen wagt, ist verächtlich, oder wenigstens fällt auf ihn ein „Schatten“. Zufällig stießen wir dieser Tage bei der Durchsicht älterer Zeitschriften auf Äußerungen über Heines Einfall, für sich und seinesgleichen den Namen Hellenen in Anspruch zu nehmen, die übrigen Europäer aber als Nazarener zu bezeichnen. Damals war ganz Deutschland in Heine verliebt und verzieh ihm lachend diese Unverschämtheit wie alle seine Unverschämtheiten. Gegenwärtig findet der Plan, ihm ein Denkmal zu setzen (vermutlich zum Zeugnis, daß seine wegwerfenden Be-

merkungen über den deutschen Nationalcharakter begründet gewesen seien), keinen rechten Anklang. Dafür trägt jeder Jude, der über die polnische oder ungarische Grenze hereinwandert, das Gefühl seines Hellenentums in der Brust und fordert dessen unbedingte Anerkennung von uns armen Nazarenern, die noch immer so tief sind, sich „unter sie einzudrängen“. In Wien pfeifen sämtliche Zeitungen mit Ausnahme der strengkatholischen aus demselben Tone; werden sie nicht von Juden geschrieben, so sind sie zu „aufgeklärt“ oder zu gebunden durch geschäftliche Rücksichten, um sich gegen die Rassenherrschaft aufzulehnen. In den Kronländern ist das anders, und deshalb hat ein Notar in Linz es für nötig gefunden, eine eigne Zeitschrift zur Bekämpfung des Antisemitismus — dem, wie gesagt, alles Nichtjüdische oder den Juden nicht Spanndienste leistende zugezählt wird — ins Leben zu rufen. Nächstens wird man wohl von Juden sprechen, wie die ältere österreichische Gesetzgebung von Katholiken, Menschen, die trotz ihrer Kezerei unter gewissen Einschränkungen geduldet werden.

Seit Anfang dieses Jahres versucht eine auch in dieser Beziehung unabhängige Zeitschrift Boden zu gewinnen, „Nationale Blätter,“ zweimal monatlich erscheinend. Ob sie sich durcharbeiten wird, ist wohl zweifelhaft, da sie von allen verbreiteten Tagesblättern totgeschwiegen wird, und „Geldkräfte“ schwerlich hinter dem Unternehmen stehn. Die „Nationalen Blätter“ sind nämlich das Organ der kleinen Gruppe von Reichstagsmitgliedern, die sich „Nationale Vereinigung“ nennt und, wie es scheint, von den tonangebenden Zeitungen und deren geheimen Leitern mehr als irgendeine andre Partei gehaßt wird. Allerdings hat sie schon wiederholt das Majestätsverbrechen begangen, das Dogma des Parlamentarismus anzuzweifeln. So behauptet auch die neueste Nummer der genannten Zeitschrift wieder, „daß die Deutschen auf eine Beherrschung des Staates durch eine parlamentarische Majorität und eine aus derselben hervorgegangene Regierung nicht rechnen dürfen. Selbst den Fall angenommen, daß es gelänge, sich mit den Polen endgiltig auseinanderzusetzen, könnte sich eine solche Regierung gegen das mächtige Mittel, welches die Czecho-Slaven in der Abstinenz besitzen, auf keine längere Dauer halten. Denn die äußere Lage unsrer Monarchie verlangt zwar nicht die Befriedigung aller thörichten Ansprüche czechischer Herrschgelenkte und slovenischer Großmannszucht, aber sie duldet auch nicht den Ausschluß slavischer Nationalitäten von jedem Einfluß auf die Geschicke des Staates, den der Gang der Geschichte bestimmt hat, der weitem Ausbildung Rußlands entgegenzutreten mit allen Mitteln der Bündnisse, der Rüstungen und wahrscheinlich auch des Krieges.“ Daß die Dinge so liegen, wie hier angedeutet ist und dann weiter ausgeführt wird, daß heute nicht mehr möglich ist, was sich noch vor einigen Jahrzehnten hätte erreichen lassen, das liegt leider so sehr auf der Hand, daß man es nicht bestreiten kann. Deshalb zieht man es vor, zu schweigen und die Unbotmäßigen nur bei Gelegenheit hinterrücks anzufallen. Bis jetzt haben sie sich in ihrer unabhängigen Besprechung der politischen und wirtschaftlichen Fragen nicht irre machen lassen. Freunde der deutschen Sache in Österreich können sich ein Verdienst erwerben, wenn sie dazu beitragen, die „Nationalen Blätter“ über Wasser zu halten, und sie werden aus diesen zugleich vielfach besser unterrichtet werden, als aus den Bank- und Börzenzeitungen. Die unabhängigen Provinzialblätter werden natürlich zu sehr von Bezirks- und Ortsangelegenheiten in Anspruch genommen, als daß sie außerhalb interessiren könnten.

Ein neuer Brieffsteller. Ich möchte mir erlauben, die Aufmerksamkeit eines verehrlichen schreibenden Publikums hiermit auf meinen demnächst erscheinenden

„Briefsteller für Gebildete“ zu lenken. Der Titel des Büchleins wird manchen stutzig machen, doch glaube ich, ihm dieselbe Berechtigung beimeessen zu dürfen, wie andre etwa einem „Briefsteller für Liebende.“ Der wahrhaft Gebildete braucht ebensowenig wie der wahrhaft Liebende zu seinen Briefen eine Anleitung, sondern höchstens im allgemeinen den Rat: Schreibe, wie du in gutem Deutsch sprechen würdest, oder auch — frei nach Gellert — schreibe, wie du, wenn du es laut liest, wünschen wirst, geschrieben zu haben.

Es ist jedoch bekannt, daß die Wirkung einfacher Mittel sich mit der Zeit abstumpft, sodaß zu stärken gegriffen werden muß. Auf diese Thatsache stützt sich auch mein Versuch, an die Stelle dieses so leicht zu befolgenden Rates ein Schriftstück zu setzen, das auf anderm Wege die gleichen Erfolge erzielen soll.

In erschreckender Weise verbreitet sich nämlich auch unter den Gebildeten die Ansicht, man müsse anders schreiben, als man spricht oder wenigstens sprechen sollte. Es ist begreiflich, daß man in Zeiten, wo für den Laien jeder Brief einem seltenen Schritt von tiefgehender Bedeutung gleichkam, einem Stück Arbeit, das den ganzen Menschen erforderte, sich bemühte, seinem Schreiben auch in der Form das Gepräge des mühsam Geschaffenen zu geben; man spickte es mit kunstvollen Schnörkeln, gesuchten Wörtern und gezierten Wendungen, deren man sich beim Sprechen nicht zu bedienen pflegte. Seit man sich aber fast gleich schnell entschließt, den Mund wie das Tintenfaß zu öffnen, um jemandem eine Mitteilung zu machen, fehlt diese Vorbedingung, und inzwischen hat es Zeiten gegeben, wo man sich nicht schämte, richtig und einfach deutsch zu sprechen und zu schreiben. Gegenwärtig steht es so, daß man sagen muß: der Ungebildete kann es nicht, der Gebildete aber will es nicht. Oder sagen wir lieber: viele — und darunter leider viele Tonangebende — wollen es nicht und verwirren durch ihre Satzverdrehungen die Leser so lange, bis diese sich daran gewöhnen, allmählich urteilslos werden und schließlich fast mechanisch den Unsinn derer nachschreiben, die ihnen von Rechtswegen zum Vorbilde dienen sollten. Bald werden die Verdrehungen nicht mehr bloß wiederholt, sondern geradezu „elegant“ gefunden, und damit ist das Feld gedüngt.

Schon das kaufmännische und das Amtsdeutsch sind bedauerlich, doch verbreiten sie sich nicht unbedingt über die Grenzen des Geschäfts oder der Kanzlei hinaus. Sie richten also nur wenig Schaden an, so lange sie nicht in die Mode kommen, so lange sich kein Vermittler findet zwischen dieser und unsrer davon so verschiedenen Schrift- und Umgangssprache. Ein solcher gefährlicher Vermittler hat sich aber leider in Gestalt der großen Tagesblätter gefunden, deren Redakteure die ihnen zugehenden Mitteilungen nur zu häufig nicht auf die Güte, sondern auf die Neuheit ihrer Form und ihres Inhaltes hin prüfen. Schmock soll immer brillanter schreiben, und wenn sein Vorrat an Geistesfunken zu Ende geht, ist ihm zum Vorgen keiner zu schlecht, der wenigstens anders schreibt, als man es zu lesen gewohnt ist. Daß wir ein Zeitungsdeutsch haben, daß es gedeiht, täglich neue Blüten treibt und gar zum Muster genommen wird, das ist in meinen Augen eine Schande für das ganze gebildete Publikum. Über seine Ursache ließe sich vieles sagen, doch will ich hier es selbst als Ursache betrachten und zwar bezüglich seiner Einwirkung auf den Briefstil.

Man wird bald keinen Brief mehr zu lesen bekommen, in dem, von manchen andern Mißbräuchen abgesehen, auch nur die Hälfte der dazugehörigen Hilfszeitwörter vorhanden wäre, in dem die Subjekte, sobald sie Fürwörter sind, nicht zum größten Teile fehlten, und in dem nicht bei zwei durch „und“ verbundenen Sätzen das Subjekt des zweiten, das entweder ganz auszulassen oder aber vor

das Zeitwort zu setzen ist, hinter demselben stünde. Zeigte sich diese letztere Neigung nur bei den in Osterreich lebenden Deutschen, so könnte das leicht für ein Zeichen der Sympathie mit ihren tschechischen Brüdern gehalten werden. Diese sagen: „Bin ich gegangen“ oder noch lieber: „Ich bin ich gegangen.“ Es bedienen sich dieser Wendung jedoch mit Vorliebe Leute, die es geradezu als Beleidigung ansehen würden, wenn man die Wichtigkeit ihrer Sprechweise anzweifeln oder gar etwas von Dialekt verlauten lassen wollte. Der Hinweis darauf, daß diese Wendung als ein Geschenk des übertrieben höflichen und bescheidenen Amtsstiles zu betrachten sei oder als ein Überbleibsel von Luthers altertümlicher Schreibweise, dem man auch bei Goethe noch begegnet, dient ihnen nicht als Entschuldigung, sondern als Bekräftigung ihres guten Rechts, sich auch heute noch — schriftlich so auszudrücken. Zu Luthers Zeit hat man aber auch so gesprochen. Ich halte für des deutschen Schriftstellers oberstes Gesetz, gute Gedanken in gutem Deutsch klar und anziehend auszudrücken. Nun, die Gedanken sind Privateigentum, aber der Ausdruck derselben wird durch die erwähnte Behandlung weder klar noch anziehend, und von gutem Deutsch kann dabei nicht die Rede sein. Das Sprachgefühl ist aber schon so abgestumpft, daß gewiß eine recht bedeutende Anzahl von Gebildeten sich der Urheberchaft eines Briefs nicht schämen würde, der etwa folgendermaßen anfinke: „Habe Deinen Brief erhalten, und hat er mir viel Freude gemacht. Ich bin wieder wohl auf, und schreibe ich Dir im Garten; weil etwas ermüdet, bleibe ich zu Hause, während die andern einen Spaziergang unternommen.“

Wer würde wohl zu seinen Kindern sagen: „War spazieren, und bringe ich euch etwas Schönes mit“? Was aber gesprochen falsch ist, wird auch geschrieben nicht richtig;

An Deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort

sagt Uhland in seinem sehr beherzigenswerten Gedicht von 1817: Die deutsche Sprachgesellschaft.

Wenn es unhöflich erscheint, seinen Brief mit „Ich“ anzufangen, der gebe doch dem Sage eine andre Wendung, anstatt das Wort einfach wegzulassen.

Um diesen Übelständen abzuhelpen, gebe ich also eine Reihe von Briefen heraus, von denen jeder zur Belehrung in drei Fassungen erscheint. Zuerst stelle ich jeden nach obigem Muster als abschreckendes Beispiel hin. Dann berichtige ich die Fehler, ohne sonst etwas zu verändern, wodurch ein richtiger, aber nicht nachahmenswerter Stil entsteht, wie: „Ich habe deinen Brief erhalten und er hat mir viel Freude gemacht. Ich bin wieder wohl auf und ich schreibe dir im Garten. Weil ich etwas ermüdet bin, bleibe ich zu Hause, während die andern einen Spaziergang unternommen haben.“ In der dritten Form zeige ich, wie man mit geringer Änderung daselbe richtig, gut und zugleich sprechbar ausdrücken kann, z. B.: „Deinen Brief habe ich erhalten und mit Freuden gelesen. Ich bin wieder wohl auf und schreibe dir“ u. s. w.

Zum Schluffe gebe ich noch der Hoffnung Ausdruck, ich möchte in dieser Anpreisung meines Buchs nicht allen von mir selbst an jeden Schreibenden gestellten Anforderungen gerecht geworden sein. Denn wenn ich mich so klar ausgedrückt habe, daß der Leser versteht, was ich meine, so macht ers am Ende von selber besser und — kauft meinen Briefsteller nicht. □

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig